

Kapitel 12/1 – Leipzig

Am 5. September 1977 war es soweit, ich fuhr mit meinen Siebensachen nach Leipzig zur Einschreibung. Um 11.00 sollten wir uns im großen Foyer der DHfK einfinden. Dort standen im offenen Kreis Tische, an denen Mitarbeiter saßen und uns einweisen sollten. Ich scheiterte schon am Mitarbeiter des ersten Tisches. Von der Entlassung im April bis jetzt im September hatte ich meine Haare und meinen Bart wachsen lassen. Die Haare interessierten den Herrn weniger, aber der Bart. Ich wurde bereits ärgerlich, wies auf andere Herren mit Bart hin. Er beharrte darauf, dass ich erst einen Friseur aufsuchen, dann erneut zur Einschreibung kommen solle. Es war ersichtlich, dass Aufruhr zu nichts führen würde, brachte meine Sachen in einen bewachten Raum und lief die Jahn-Allee runter zu einem Friseur. Der wunderte sich nicht schlecht, als ich ihm die Order gab, den Bart zu schneiden, nicht die Haare. Er meinte, er habe das schon lange nicht mehr gemacht, aber er würde sich alle Mühe geben.

Das Ergebnis war okay, der Bart hatte jetzt einen gestutzten Schnitt bekommen, ich betrachtete das Ergebnis nochmals, fand es gut und trabte wieder zur Hochschule. Der Herr gab sich damit zufrieden, wies mich darauf hin, dass ich bald merken würde, dass ein Bart generell der Ausbildung nicht dienlich, sondern eher hinderlich sei. Ich hatte keine Ahnung, was auf uns zukommen sollte, machte mir deswegen eher keine Gedanken. Ich erhielt alle erforderlichen Unterlagen, holte mein Gepäck aus dem Raum und begab mich in den Seminarraum, der auf dem ersten Zettel stand. Dabei verlief ich mich mehrmals in den Katakomben dieser Schule und fragte mich bei den herumeilenden Studenten durch.

In dem Raum saßen bereits einige Frauen und Männer, was mich wunderte, denn ich hatte noch nie gehört, dass Frauen in der Sportart Skispringen aktiv waren. Nach kurzer Rückfrage bei meinen zukünftigen Kommilitonen stellte sich heraus, dass sich fürs Skispringen nur sechs Leute eingeschrieben hatten und der Rest der Seminargruppe in den Bereichen Langlauf und Rennrodeln ausgebildet werden sollte. Als alle, die zur Aufnahme kommen sollten, im Raum Platz genommen hatten, stellte sich ein Wolfgang Schmidt als unser Seminargruppenleiter vor und besprach mit uns den Plan der folgenden Tage und Wochen.

Dieser Plan beinhaltete eine Kombination von Vorlesungen, Seminaren und praktischer Trainingseinheiten, die aber getrennt nach Sportarten oder in der Gruppe und teilweise nach Geschlechtern getrennt aufgelistet waren. Die Vormittage waren meistens mit Vorlesungen oder Seminaren gefüllt, aber auch einigen speziellen Trainingsstunden wie Gymnastik oder den Ballsportarten, da die Zeiten in den Hallen gestaffelt für alle reichen mussten. Am Nachmittag und teilweise bis in die Abendstunden hinein gab es Training in der Spezialdisziplin Skispringen, daneben Leichtathletik, Fußball, Fechten, Turnen, Schwimmen. Wow, so umfangreich hatte ich mir das nicht vorgestellt. Wo blieb das studentische Leben, auf das ich mich so gefreut hatte im Vorfeld? Wir bekamen zwar den Hinweis, dass es im hinteren Außenbereich der Hochschule einen Studentenclub gäbe, aber wann sollten wir den aufsuchen bei dem Programm? Und wovon sollten wir die Getränke bezahlen?

Nach der Einweisung bekamen wir unsere Quartiere zugewiesen. Die Mädels mussten in ein Hochhaus nach Leipzig-Schönefeld, die Jungs wurden im sogenannten „Altbau“ untergebracht. Mit vier weiteren Kommilitonen zog ich im Zimmer 513 ein, also im 5. Stock des riesigen Bauwerkes ohne Fahrstuhl mit Dachschräge, aber einem fantastischen Blick über das Waldviertel. Das Zimmer war ein sehr großer Raum mit Betten und einigen Schränken, das mich sehr an meine zurückliegenden drei Jahre erinnerte. Wir schauten uns das kurz an und räumten alles so zurecht, dass jeder seine eigene kleine Welt zur Verfügung hatte.

Die ersten Vorlesungen in Marxismus-Leninismus bei Professor Erler, einem kleinen, älteren Herrn, Anatomie bei Professor Tittel, ein Herr mit massigem Umfang, der stets das von ihm verfasste Nachschlagwerk bei sich trug, Geschichte, Sportpolitik und Sportmedizin waren von großen Worten geprägt, der große Hörsaal war stets gut gefüllt, genauso wie unsere rauchenden Köpfe.

Das mit dem vollen Hörsaal änderte sich im Laufe des Studiums, zumindest in den Fächern Marxismus und Sportpolitik. Es setzte sich durch, dass man für Kommilitonen eine Durchschrift anfertigte und den Namen in der ausliegenden Liste vermerkte. Man lernte die Lehrkräfte kennen, mit denen das Wissen der Vorlesungen in Seminaren vertieft wurde, einige waren passabel, andere sehr gewöhnungsbedürftig, die ersten Verkrampfungen lösten sich, man gewöhnte sich an den Studentenalltag. Kurios verlief das Vorschwimmen in der ersten Abendeinheit.

Ich war jetzt immerhin schon mehrere Jahre als Rettungsschwimmer bei Ferienlagern eingesetzt gewesen, jetzt musste ich mir anhören, dass mein Schwimmstil überhaupt nicht den Anforderungen der DHfK entsprach. Ich hätte einen gravierenden Fehler im Bewegungsablauf, eine Schere der Beinbewegung. Um das zu reparieren, bekam ich zehn Konsultationsstunden für die nächsten zwei Wochen aufgebummt. Das bedeutete, dass ich mich jeden Tag ein bis anderthalb Stunden in der Schwimmhalle einzufinden hatte. Ich war zum Glück nicht der einzige und die Fortschritte stellten sich schnell ein.

Zwei Mal pro Woche war Spezialtraining, also Training in den Trainingsgruppen nach Sportarten getrennt. Das Training leitete in der Gruppe Spezialspringen/Nordische Kombination Wolfgang Schmidt und bestand vorrangig aus Ausdauer- und Krafttraining, verbunden mit kleinen Spielen oder einem abschließenden Fußballspiel.

Essen konnten wir in der erst neu gebauten Mensa im Hauptgebäude, die wenigen Pausen verbrachten wir auf dem Vorplatz der Schule oder in den endlosen Gängen. Das Essen war preiswert, nur hatte ich kaum Geld dafür übrig. Wir bekamen achtzig Mark Stipendium im Monat und mussten uns davon Frühstück, Mittagessen und das Abendbrot kaufen. Es reichte hinten und vorne nicht, obwohl wir für das Wohnheim nichts bezahlen mussten.

Von anderen Studenten erfuhr ich von der Möglichkeit, in der Hauptpost in Nachtschichten Briefe und Pakete zu sortieren und dafür ganz ordentlich Geld zu verdienen. Ich ging hin und unterschrieb einen befristeten Vertrag. Bereits in der

nächsten Nacht saß ich im Verteilzentrum. Das war ein zweischneidiges Schwert. Die Bezahlung war gut und wurde unmittelbar nach der Schicht in bar ausgezahlt, nur ging die Nachschicht bis 05.00 Uhr und die Vorlesungen begannen in der Regel ab 08.00 Uhr! Ich war jung, die paar schlaflosen Nächte sollten mir nichts ausmachen. Tat es aber, nach zwei Wochen war ich so platt, dass ich entweder in der Vorlesung schlief oder diese ganz wegließ und mich von Kommilitonen eintragen ließ. Ich bastelte mir einen Plan zusammen, der beides ermöglichte, Geld verdienen und regelmäßig studieren, indem ich mehr Spät- als Nachtschichten arbeitete. Das funktionierte, auch wenn die Freizeit dadurch elend knapp war.

Im Herbst begann das Skisprungtraining. Bisher war ich zwar von den Buchholzer Schanzen gesprungen, aber immer mit Alpinski und Skistöcken. Die maximale Sprungweite lag bisher bei 20 Metern. Alpinski waren für unsere kleinen Ortsmeisterschaften erlaubt, richtige Sprungski hatte ich noch nie an meinen Füßen.

Im Materiallager bekamen wir die Skier und die Schuhe für das Mattentraining. Ich bekam ein Paar „Poppa“ Sprungski, 2,47 Meter lang und als Paar zwölf Kilogramm schwer, dazu ein Paar einfache Schnürstiefel, wie ich sie auch aus dem alpinen Bereich kannte, nur mit längerer Sohle für die spezielle Skisprungsbindung. Uns überraschte die Ankündigung, dass wir in der Folgeweche zum Training zur Sprungschanze Eilenburg fahren sollten. Eine Schanze im Flachland? Noch nie hatte ich von dieser Anlage gehört.

Was aber viel extremer daherkam, war die Mitteilung, wir würden mit dem Bus von Leipzig nach Eilenburg fahren – und das mit den langen Skiern! Die Leipziger mussten uns doch glatt für verrückt halten! Das begann bereits in der Straßenbahn. Sechs Typen mit Trainingsanzügen, Schnürstiefel um den Hals und langen, breiten Sprunglatten über der Schulter, das hatten wohl die wenigsten bisher gesehen. Der Busfahrer muss wohl Bescheid gewusst haben, er reagierte überhaupt nicht auf unseren kleinen, sonderbaren Haufen.

Bis Eilenburg fuhren wir eine halbe Stunde und zu Fuß zur Sprunganlage waren es nochmal zehn Minuten. Dann standen wir vor einer mit Matten belegten Anlage mit einem sehr wacklig aussehenden, hölzernen Anlaufturm und einem Aufsprunghang, der eine maximale Sprungweite von 35 Metern vermuten ließ. Unser Zeugwart Heinz Erlbeck stand bereits am Skischuppen an der Werkbank und stellte für jeden die Bindung ein, dann gings zunächst zum Aufsprunghang zur Erwärmung und zu ersten Abfahrten den Hang hinunter.

Christian, ein Mitstudent, nahm die Farbe einer neu gekauften Waschmaschine an und meinte, er hätte gedacht, dass sich das Studium nur um theoretisches Wissen bewegte und er noch nie auf irgendwelchen Skiern gestanden hätte.

Was für ein Fauxpas! Er traute sich ein einziges Mal den Hang hinunter, fuhr sogar reichlich zehn Meter im Stand, die restliche Strecke rutschte er auf den wunderschönen blauen DHfk-Trainingshosen die Mattenbahn hinunter, schnallte die Ski unten ab und ward in unserer Seminargruppe nie wieder gesehen. Er wechselte zur Leichtathletik, das Ereignis an der Schanze wird sicher noch heute ein lustiger Beitrag seiner Erzählungen aus der Studienzeit sein.

Bei allen anderen waren die Abfahrten auf Matten nichts Neues, ich selbst war in den Trainingslagern im Kinder- und Jugendbereich mehrfach die lange Abfahrtsmattenbahn in Oberwiesenthal gefahren und auch auf der mittleren Schanze mit den „Schlittern“, den ultrakurzen Übungsskiern, runtergesprungen, auch wenn von zehn Landungen höchsten ein oder zwei im Stehen endeten. Mit den riesigen Sprungsskiern war das kein Problem. Schwerer und mit erheblicher Überwindung gestalteten sich die Sprünge. Zunächst fuhr ich in Hocke runter, sprang aber so gut wie nicht ab, landete daher kurz hinter dem Buckel und fuhr die restliche Strecke des Aufsprunghangs hinunter. Nach einigen Wochen gings schon besser, wenn es mir auch nicht gelang, genügend Vorlage zu bekommen, aber die Sprünge endeten bei zirka dreißig Metern, einer Weite, die ich bis dahin noch nie erreicht hatte.

So nach und nach schaufelten wir uns freie Zeiten in unser Tagesprogramm, besuchten endlich den Studentenclub und andere Etablissements der Stadt Leipzig und machten das Internat unserer Mädels unsicher. Endlich erlebten wir das Studentenleben, wie ich es mir vorgestellt hatte.

Im Club lernte ich die Hochschulband kennen und stellte fest, dass mit Thomas an der Gitarre ein weiterer Student aus meiner Heimatstadt hier studierte. Thomas war der Sohn eines bekannten Dachdeckers aus Annaberg, war ein Studienjahr über mir und studierte Judo. Ich erzählte ihm von meiner musikalischen Vergangenheit bei den drei Combos aus Annaberg. Er war total begeistert, kannte zumindest MIC, die letzte Band, in der ich gespielt hatte und erzählte mir, dass ihr Schlagzeuger, der schon im vierten Studienjahr studierte, demnächst aufhören wolle und fragte mich, ob ich für ihn einspringen könnte.

Was für eine Frage! Was für ein Zufall! Ich hatte über drei Jahre nicht mehr am Schlagzeug gesessen, die Gitarre war nur ein sporadischer Begleiter während der Armeezeit, ich hatte sie im Rieser Singclub gespielt und einige Male in der Dresdner Kaserne dabei, aber immer nur für mich ein wenig in meiner Kammer gespielt. Klar wollte ich einsteigen in die DHfK-Club-Band! Thomas gab mir die Texte und die Setlist, ich sollte mir die Titel anhören und die Schlagzeugparts heraushören. Dazu gab er mir ein Tonband mit, wo alle Titel, die die Band spielte, drauf waren.

Vom nächsten Heimwochenende brachte ich mir mein Tonbandgerät, Verstärker und Boxen mit und verbrachte jede freie Minute damit, mit einem Paar Sticks auf dem Tisch oder auf dem Bett mitzutrommeln. Das ging schon nach kurzer Zeit meinen Zimmerkollegen ziemlich auf den Geist, aber ich hatte sowieso vor, aus dem Gemeinschaftszimmer auszuziehen. Zu sehr erinnerte mich das Leben auf engstem Raum mit vielen anderen an die Zeit in der Kaserne.

Ich fing an, nach einem Zimmer in der Nähe der Hochschule zu suchen und wurde bald fündig. Gleich die Waldstraße runter, in der Wettiner Straße hatten zwei ältere Damen ein Zimmer für Studenten inseriert. Ich unterhielt mich kurz mit den beiden Damen, es waren Schwestern in einem hohen Alter, beide über die Achtzig, sie fanden mich sympathisch und zeigten mir das Zimmer.

Es war ein Zimmer wie in einem Film, beinahe wie in der Filmkomödie „Die Feuerzangenbowle“. Die Mitte füllte ein riesiger runder Tisch aus massivem Holz mit vier dazu passenden Stühlen, rechts stand das Bett, eher ein Kanapee, also einem

großen Sofa mit Rückenlehne und Plüschbezug, das aber sehr breit war und sich zum Schlafen eignete. Rechts stand eine Kommode mit drei Auszügen für das Unterbringen der Sachen, darauf stand ein großer Krug für Wasser und eine Waschschüssel aus Keramik. Fließendes Wasser gab es nicht, das musste man aus der kleinen Toilette, die leider auch die beiden Damen benutzten, holen und das Brauchwasser dort entsorgen. Die linke Seite beherrschte ein massiger Schrank im gleichen Stil des Tisches, nur die eine Seite war für den Gast vorgesehen, in der anderen hatten die Schwestern ihre Garderobe untergebracht. Zwei Fenster zeigten nach vorn zur Straße hinaus und waren mit schweren Gardinen verhangen.

Unten an der Ecke zur Waldstraße gab es eine Kneipe, den „Wettiner Hof“, eine wahrlich angenehme Fügung. Ich ließ das Zimmer auf mich einwirken und fragte nach dem Preis. Sie wollten vierzig Mark im Monat dafür haben, eine stattliche Summe, wenn man das monatliche Budget von achtzig Mark in Betracht zog zuzüglich des Einkommens, das ich bei der Post verdiente. Ich bat die beiden um einen kleinen zeitlichen Aufschub, sagte aber schon zu achtzig Prozent zu.

Am folgenden Wochenende fuhr ich nach Hause, konfrontierte meinen Eltern mit meinem Plan und bat sie, die Mietkosten zu übernehmen. Mutter sagte gleich zu, nur Vater druckste herum und meinte, er müsse das mit Mutter erst noch bereden. Ich war mir sicher, dass das klappt, ging in die Skihütte, traf mich mit meinen Kumpels. Allen voran Miem (das war der Spitzname von Jürgen A.), dem ich zuerst die Neuigkeit erzählte, dass ich nach so langer Zeit in Bälde wieder Musik machen würde. Er fand das total klasse und meinte, er würde sich um Auftritte in der Umgebung kümmern, wenn es soweit wäre.

Etwas später trafen meine Eltern auch noch in der Skihütte ein, feierten mit uns und schließlich sagte Vater, es wäre okay, sie würden meine monatliche Miete übernehmen. Gleich am Montag ging ich zu den Schwestern, unterschrieb den Mietvertrag, gab ihnen die erste Miete und zog schon wenige Tage danach ein. Ich war allein, kein Lärm, keine dussligen Bemerkungen von Kommilitonen, ich konnte in Ruhe meine Aufgaben an meinem Tisch erledigen, am Abend eine ruhige Runde durchs Rosenthal drehen oder auf ein Bier in die Kneipe gehen. Der Weg zur Hochschule war geringfügig weiter, was machte das schon, es war kein Nachteil, nur fehlten mir die ständigen Infos, wann was dran war und wo wer sein sollte. Ich musste besser planen lernen, ein Handy wäre von Vorteil gewesen, aber darauf sollte man noch etwa fünfzehn Jahre warten müssen.

Fortsetzung folgt...